

# BRUDER LEBEY

VON

Br Wilhelm Ohr

Meister vom Stuhl

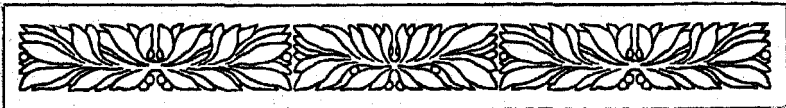
der Feldloge »Zum aufgehenden Licht an der Somme«

i. Or. St. Quentin.

Sonderdruck aus dem Jahrbuch 1915/16  
des Vereins deutscher Freimaurer

K
15
237

Druck von Bruno Zechel in Leipzig.



## Bruder Lebey.

Von Br Wilhelm Ohr,

M. v. St. der Feldloge »Zum aufgehenden Licht an der Sonne«,  
i. Or. St. Quentin.

Welch einen Haß von Volk zu Volk hat dieser furchtbare Krieg entfesselt! Wird noch einmal die Zeit kommen, da Menschenliebe und Weltbürgertum mehr ist als ein Traum aus Großvaters Zeit?

Eins ist gewiß: Der Haß des Soldaten ist anders als der, den in der Heimat die Zurückgebliebenen nähren. Er ist stärker in der Leidenschaft, im Anprall, in der Bewegung. Aber er ist flüchtiger und macht ganz leicht einem Gefühl freundlicher Gemeinsamkeit Platz.

In der Feldloge erzählte Einer, der von vorn kam: wie er am Scherenfernrohr lag im vordersten Graben; man kann von da über die vordersten Linien des Feindes in ein Dorf sehen, das aus bestimmten taktischen Gründen von eigener Artillerie nicht beschossen wird, und jenseits der Reichweite der Gewehre liegt. Und er sah dort den jungen französischen Hauptmann, wie er ging und stand, Befehle gab, Leute befragte und seine Zigarette fortwarf. Mit dem geschärften Blick, den der Krieg verleiht, beurteilte er aus einer Beobachtung von drei Minuten, was an dieser Gestalt soldatisch schön, was französisch unecht und was männlich echt war. Er haßte ihn nicht. Er beobachtete ihn.

Solch ein Begegnen im Kriege ist mir geworden mit Br Lebey, dem redengewandten Sekretär des Großorient von Frankreich. Zwar gesehen habe ich ihn nicht. Aber ich fand einen Rechenschaftsbericht des Großorient von Frankreich auf die Monate Oktober bis Dezember 1913 vor. Dieser Bericht ist mein Scherenfernrohr geworden. Ich kann den Br Lebey sehen mit dem vom Krieg geschärften Blick, wie er als Führer der fran-

zösischen Mr am Vorabend des Krieges wirkte. Die lieben Br in der Heimat haben in der mr. Presse mit hellem Zorn gegen die welschen Großlogen Protest erhoben. Das mußte sein und wir Br im Felde haben es ihnen gedankt. Allein mir ging es wie jenem Br im Schützengraben. Ich kann Br Lebey nicht hassen. Ich beobachtete nur. Und lege das Ergebnis meiner Beobachtung vor.

Unermülich und groß ist Br Lebey's Tätigkeit. In allen Sitzungen des Ordensrats, jener leitenden Behörde des Großorient, ist er als Sekretär zugegen, in die Logen eilt er, wenn diese das Sonnenwendfest feiern oder die neuen Beamten verpflichtet werden, über Bücher urteilt er, die dem Großorient mit der Bitte um Verbreitung vorgelegt werden, zu allen Fragen, die die französische Mrwelt bewegen, ergreift er das Wort. Bald ist er in Vernon und Nizza, dann in Toulouse, in Clichy, St. Brioux und Rueil, um die Br im Tempel anzufeuern. In Paris besucht er eine ganze Anzahl Logen als gefeierter Gast, ja auch als mr. Redner im öffentlichen Vortragssaal tritt er auf, um Br Diderots Zweihundertfeier begeisterten Zuhörern zu deuten. Auf dem berühmten Friedhof Père Lachaise spricht er am Grabe eines hervorragenden Mrs, den Toten feiernd und zugleich den großen Brbund. Kurz! Br Lebey, ein Mann noch in jüngeren Jahren (sein Name findet sich noch nicht im Jahrbuch des Großorient von 1904), er ist mehr als irgend ein anderes Mitglied des Ordensrats als einer der Führer des modernen französischen Mrtums anzusehen.

Sein Geist muß spiegeln den Geist, in dem der Großorient die Aufgabe unseres Bundes auffaßt. Wohlan, wir treten ihm näher.

Als eine seltsame Mischung von Kritik und Enthusiasmus tritt Br Lebey uns entgegen. Mit scharfem Blick sieht er den Grundfehler des französischen Denkens, die Ungründlichkeit und Selbstgenügsamkeit, die nicht zur Vertiefung drängt. In Vernon ruft er den Brn zu: »Wir geben uns nicht genug Mühe, um uns über alle Äußerungen des Denkens unserer Zeit und über alle neuen Formen, die der Kampf annimmt, auf dem Laufenden zu halten.« — »Die Mode von heute ist auf beständige gegenseitige Bewunderung eingestellt.« Und in Toulouse bei der großen Diderotfeier kommt

es fast drohend über seine Lippen: »Vielleicht haben wir zu sehr die Gewohnheit angenommen zu glauben, daß wir endgültig recht haben und haben allzusehr Halt gemacht in unseren Stellungnahmen. So darfs nicht bleiben; das wäre tödlich für unsere Sache.« Und abermals sagt er: »Wir haben zu sehr die Gewohnheit angenommen, uns zu schmeicheln und uns gefällige Vollkommenheitsdiplome auszustellen. Wir sind weit entfernt von Vollkommenheit. Mehr noch!, wir haben den Sinn für Größe verloren, der zu gleicher Zeit die großen Völker und die großen Menschen macht. Wir haben zur Kleinheit erniedrigt unsere Gespräche, unsere Gedanken, ja selbst unser Vaterland.« Mit derselben erbarmungslosen Schärfe redet er die Br der Loge »La France Socialiste« zu Paris an: »Wir leiden unter dem Mißverhältnis von Taten und Worten.«

Seltsam berührt uns heute, daß Br Lebey mit dieser herben Kritik am französischen Geist einen Hinweis auf deutsche Gründlichkeit verbindet. Auf Goethe greift er zurück, der in der Vorrede zu Diderots »Neffen des Rameau« die französische Oberflächlichkeit getadelt habe. »Statt einen Schriftsteller zu lesen, ihn nach seinem Werk, nach Hirn und Herz zu beurteilen, sieht man nur seine kleinen Seiten; statt sich eine eigene Meinung zu bilden über alle Fragen, nimmt man eine unbestimmte, unbegrenzte und böswillige Ansicht an, die von außen stammt. Infolge davon sieht sich der Schriftsteller gezwungen, sich eine Stellung zu verschaffen, statt zu arbeiten, während es seine Pflicht und sein Wunsch wäre, seine ganze Zeit und Kraft dem Werke selbst zu widmen. Im Gegensatz dazu hat das Publikum in Deutschland eigenes Urteil. Es geht dem Satiriker nicht in die Falle. Es weiß, daß dieser kritisiert, weil er nicht schaffen kann. Der begabte, der schöpferische Mensch wird von selbst ein Freund der Öffentlichkeit, den man verteidigt und bewundert und mit Stolz unter die rechnet, die des Landes Ehre sind. Woher dieser Unterschied? Weil dort drüben die Öffentlichkeit nicht geistesträge, sondern Wahrheitsforscher ist und ihren Anteil nimmt am Leben der Gesamtheit.« Und in anderem Zusammenhang sagt er: »Wir müssen verstehen zu denken, diesem Lande den Geschmack am Denken wieder beibringen. Geräuschlos sind England und Deutschland, die bereits den Vorrang in Handel und Industrie errungen

haben, in dieser Stunde am Werk, uns — durch unsere Schuld — das Szepter des Geistes zu entreißen, das uns noch bleibt.«

Wohl mögen solche Worte ernste Gedanken und weite Ausichten in uns öffnen. Wir wollen nicht fragen, ob das deutsche Volk solch hohes Lob in ganzem Umfang verdient, doch ehren wollen wir den Freimut solcher Selbstanklage.

Und doch! Der gleiche Mann, der so sicher und schonungslos die Wunde berührt, die auch wir am geistigen Körper Frankreichs erblicken, verfällt selbst nicht eben selten in den Fehler kritikloser Selbstverherrlichung. In einer Logenversammlung zu Reuil preist er die Loge als »etwas seltenes einziges, eine vollkommene Gesellschaft, der nichts ähnliches entgegengestellt und verglichen werden kann.« Und der ernste Warner vor der gefährlichen Überhebung, die allzufest überzeugt ist, im Recht zu sein, bricht in die naiven Worte aus: »Unsere Gegner haben gut reden und tun, wir sinds, die recht haben; alles zeigt das mehr und mehr, und es wäre unverzeihlich und gleichzeitig recht dumm, wenn wir uns den Trost versagen wollten, der aus einer so stärkenden Feststellung fließt, aus einem Glauben, den jeder einzelne und wir alle erobert und als Wahrheit festgestellt haben.« Mit welcher siegreichen Beredsamkeit vermag Lebey das Ziel der Fmrei, wie er es sieht, zu verkündigen! Der da eben noch drohte wie ein Prophet des alten Bundes und den Niedergang voraussah einer entarteten Zeit, er ist derselbe, der (sobald es sich um die allgemeinen Ziele des Großorients handelt) mit dichterischer Sprache Triumph und Sieg verkündet.

Was aber ist für Br Lebey Sinn und Inhalt der Mrei?

Erstaunt, Ihr deutschen Brr! Die soziale Demokratie, die Republik, das Freidenkertum — im Gegensatz zum »ewigen Feinde«, dem Klerikalismus.

Fast in jeder Rede kommt das Bekenntnis stark und ohne Rückhalt heraus. Bei der Diderotfeier zu Nizza verkündigt Lebey: »Soll die Demokratie siegen, so muß die Mrei ihrer selbst gewiß und einig sein.« Und in einer Tischrede führt er aus: »Es ist für die Demokratie die Stunde gekommen zu zeigen, daß sie fähig ist zu vollenden, was man von ihr erwartet. Wenn die Demokratie sich selbst im Stiche läßt, keine Anregung mehr gibt, sich unfähig erweist als treibende Kraft, dann ruft sie selbst die

Gewaltherrschaft hervor, das persönliche Regiment, das seine Unfähigkeit ersetzt. Wenn das Land den Zustand der Ungerechtigkeit ergreift und die verschiedenen Herrschaftsformen des Militärs, des Handels und der Industrie der anderen Länder, dann unterschreibt sie selbst ihre Abdankung. Wohlan! Das demokratische Frankreich kann nicht abdanken. Es muß im Gegenteil seinen Genius zurückfordern und bekräftigen.« Und in dem gleichen Zusammenhang sagt er: »Auch Glück und Frieden müssen verteidigt werden. Das Freidenkertum auch, denn unsere Gegner wollen verhindern, daß man anders denkt als sie.« Durch alle Reden geht dieser Aufruf zum Kampf, zur Verteidigung der Demokratie hindurch. In Paris mahnt er gelegentlich einer Beamtenverpflichtung zu tatkräftiger Arbeit. Es genüge nicht, einen sozialen Horizont zu entdecken; man müsse ihn auch erreichen. Die Gegner schmeicheln der menschlichen Faulheit, sie machen für alle Schwierigkeiten die Regierung, die Einrichtungen, die Abgeordneten verantwortlich. Wie Odysseus allen Gefahren durch beständige Aufmerksamkeit entrann, so müsse auch die Demokratie durch eigene Tatkraft sich durchsetzen. Fortschritt ist trotz allen Widerstandes zu bemerken. Die Welt von heute steht vor zwei Möglichkeiten: fortzuschreiten der besten Einrichtung der Gesellschaft zu, oder zurückzugehen, damit die verschiedenen Säulen, die das tragen, was man die Ordnung nennt, nicht zusammenstürzen. Die Reaktionäre strengen sich aufs höchste an. Die Demokratie muß kämpfen. Und an anderer Stelle sagt er: »Mehr als jemals mißbilligen die Klerikalen und Reaktionäre unsere Einrichtungen. Werden wir ihr Tun zulassen? Es dürfte wohl an der Zeit sein, sie daran zu hindern, uns lebhafter gegen sie zu wenden, sie unsererseits anzugreifen.«

Wie fremd ist uns deutschen Mrn dieser Ton. Wohl wird auch in unseren Tempeln zum Kampfe aufgefordert, aber nicht zum politischen Kampf, sondern zum sittlichen Ringen nach Selbsterkenntnis und Selbstveredelung. Wissen die französischen Mr nichts davon, daß schon die alten Pflichten die Frmrr vor politischen Erörterungen gewarnt haben?

O doch! Auch der Großorient hat mehr als einmal wie alle Frmrr-Großlogen erklärt, daß er nicht politisch sein will, daß er über dem Parteigetriebe steht.

Aber Br Lebey sagt in der Loge zu Clichy: »Die Frntrei, die nicht Politik machen will, das ist nicht ihre Sache, würde dennoch unrecht tun, nicht über Politik nachzudenken. In diesem Punkt gilt es in der Tat für die Logen, eine doppelte Klippe zu vermeiden. Die eine besteht darin, zuviel Politik zu machen, die andere besteht darin, die Wirklichkeit in dem Punkt zu vergessen, daß man sogar nicht mehr versteht, die der Politik zugrunde liegende Philosophie und die Willensrichtung, die in ihr steckt, zu entwickeln. Damit eine fruchtbare Erörterung möglich sei, muß jeder Frmr mit einer aufrichtigen tiefen Überzeugung gewaffnet sein und diese Überzeugung muß auf Kenntnis der Tatsachen und auf dem Nachdenken darüber aufgebaut sein. Durch diese zugleich persönliche und allen gemeinsame Anstrengung werden wir dahin kommen, die gerade republikanische Linie einzuhalten, ohne in unserer Eigenschaft als Loge an den politischen Kämpfen teilzunehmen.« Und bei der feierlichen Einweihung der Grabsäule für den verstorbenen Br Benoit Malon auf dem Friedhof Père Lachaise zu Paris am 9. November 1913 verkündigt Lebey in Gegenwart von etwa tausend Personen, Mrn und Profanen: »Wenn die Frmrei sich oberhalb der Politik befindet, so verfolgt sie doch die Politik mit Leidenschaft und bereitet für die Kämpfe . . . feurige, edle und uneigennützigte Charaktere vor.«

Ach, wenn der Großorient an diesem Ideal einer Erziehungsanstalt edlen staatsbürgerlichen Wollens nur rein und lauter festhalten wollte, wie gern würden wir solch Streben anerkennen. Sogar die Betonung von Demokratie und Republik würde uns nicht irremachen, da auch wir an Landesherr und Kaiser (d. h. an die Grundlagen unseres Staatswesens) denken, ohne darum im engeren Sinne politisch zu sein. Sogar den Kampf gegen den »ewigen« Feind, den Klerikalismus, würden wir angesichts der Bannflüche und Verläumdungen und in Rücksicht auf die besonderen Bedingungen der französischen Entwicklung br. verstehen, wenn wir auch stolz darauf sind, daß wir trotz aller Anfeindungen unsere Bauhütten freihalten von allem Parteigetriebe.

Allein — jenes höhere Ideal, der französische Geist bleibt ihm nicht treu. Und Br Lebey ist ein unbestreitbares Beispiel dafür, daß der Großorient nicht nur Politik in höherem Sinne, sondern die einfache nackte Parteipolitik, das Wahlgezänk und

die niedrige Technik parlamentarischer Mehrheitsbildung betreibt. In der bereits erwähnten Rede zu Vernon sagt Br Lebey: »Wenn wir Republikaner fortfahren, uns zu trennen, dann werden wir bei den Wahlen (!) zu einem Gemetzel kommen, zum Wohle der Fortschrittler (progressistes), die in ihrer mehr und mehr gesteigerten Selbstsucht das politische Bündel in der Hand behalten wollen. Wollen wir sie machen lassen? Wollen wir den Block der Rechten gegen uns errichten lassen? Das hängt in der Tat von uns, von unserem guten Willen ab. Wir sind verantwortlich an der gegenwärtigen Teilnahmslosigkeit und werden morgen, wenn das so bleibt, an der Niederlage verantwortlich sein, die daraus entstehen wird. Eine aufrichtige, ja selbst grausame Gewissensprüfung vorher, das hieße den Sieg vorbereiten, unsere Willenskraft aufwecken, den Kampf erneuern durch Errichtung einer Verständigung unter den wahren Bestandteilen des demokratischen Heerbanns.« Worin unterscheiden sich diese Worte von einer gewöhnlichen politischen Agitationsrede? Und wenn solche Worte noch als vereinzelt »Entgleisung« aufgefaßt werden könnten. Die Agitation für Erhaltung des Linksblocks, die rein parteipolitische Bekämpfung des drohenden Rechtsblocks ist aber ein Hauptbestandteil der Logentätigkeit Br Lebeys. In der Rede von Clichy führt Br Lebey aus, daß schon vor Jahr und Tag die politische Lage unklar gewesen sei, heute aber sei offensichtlich, »daß man sich bemüht, mit allen Mitteln die Einheit der Linksparteien zu verhindern«. Stattdessen wolle man einen Zusammenschluß nach rechts herbeiführen. »Was hätten die Rückschrittler nicht geschrieben und geschrien, wenn einer ein Ministerium der Linken aufrecht erhalten wollte, wenn ihnen die Kammer eine Mehrheit böte.«

Ist das Parteipolitik oder nicht? Ich glaube, nicht einmal ein französischer Frmr kann über die Antwort im Zweifel sein.

Noch einige Belege!

Br Lebey in einer Pariser Loge: »Es genügt nicht, Reden zu halten und sich zu versprechen, auf der Höhe der Ereignisse zu sein. Man muß die Einrichtungen schaffen, die freimachen sollen, wer unterdrückt ist. Man muß insbesondere das Kapital der Arbeit dem Kapital des Agio gegenüber aufrichten.« — In einer anderen Pariser Loge spricht Br Lebey den Gegnern den wahren



republikanischen Geist ab und sagt: Wenn ein Ministerium der Rechten entstanden wäre, er hätte es gründlich bekämpft, aber ohne zu dem Verfahren der Anschwärmungen zu greifen, das die Gegner anwenden. Die öffentliche Meinung könne übrigens daran erkennen, wie sehr den Reaktionären wahre Beweisgründe abgehen (dies ist einer der geläufigsten Gemeinplätze der Parteipolitik aller Völker), und wie sehr ihre friedliche Milde und ihr sogenanntes Wohlwollen falsch sind. »Was geschehen muß in dieser Stunde, das ist, durch Taten zu zeigen, daß die Parteien der Linken ganz ebenso gut und besser regieren als die, die sie bekämpfen.« . . . »Durch einen bewußt weltlichen und kühn sozialen Geist werden wir augenscheinlich aus den gegenwärtigen Schwierigkeiten herauskommen und Frankreich wieder an die Stelle bringen, die ihm unter den Völkern zukommt.« In diesem Zusammenhang verweist er auf den Rückgang des französischen Einflusses in der Türkei hin und auf die Haltung des Vatikans während der Wahlen zur italienischen Kammer. Er sieht in alledem ein Zurückweichen des bewußt weltlichen Gedankens im lateinischen Europa. »Dies weist uns unsere Aufgabe zu, um so mehr als die Kirche in Verkennung der Aufgabe, die sie erfüllen sollte, die Eifersüchteleien zwischen den Völkern anfacht, die doch gemacht sind, einander zu verstehen, ja sogar Eifersüchteleien zu schaffen, wo keine sind, um jene gute Brlichkeit zwischen den Völkern zu verhindern, die doch mehr und mehr notwendig ist.« Und immer wieder Kampf und Kampf! Am 12. Oktober spricht er von den Angriffen der Gegner. Da Recht und Gerechtigkeit auf unserer Seite, sei schließlicher Sieg gewiß. Aber dieser Sieg verzögere sich, wenn man sich ohne Antwort angreifen lasse. »In dieser Hinsicht schlummert ein wenig das Freidenkertum, der Antiklerikalismus.«

Genug! Es wird für deutsche Köpfe ein Rätsel bleiben, wie man in Frmrlogen solche Reden halten und dennoch überzeugt bleiben kann, hocherhaben über der Politik eine rein geistige Aufgabe zu lösen.

Es darf von Br Lebey gesagt werden, daß in seinem Feuerkopf eine Reihe von Ideen vereinigt sind, die nicht ganz zueinander passen, die aber durch den Schwung seiner Redegabe (Br Lebey ist auch als Dichter nicht ohne Ruhm bekannt geworden) und durch den Zauber persönlicher Ehrlichkeit in eins verschmolzen

erscheinen. In der Loge zu S<sup>aint</sup>-Brioux wird er gebeten, einige Worte der Begrüßung an zwei in feierlicher Arbeit soeben Neuaufgenommene zu richten. Dieser Augenblick läßt Br Lebey seine ganze Agitation vergessen und läßt ihn Worte finden, die auch unser Herz mit verwandten Gefühlen berühren. Er nennt den wahren Mr den befreiten Menschen im höchsten Wortsinn, den, der sich vervollkommnet, der auch die letzten Abhängigkeiten überwindet, die meist persönlicher Art sind. Und dann kommen die schönen Sätze: »Wenn man Fmr wird, übernimmt man seinen Brn und sich selbst gegenüber die Verpflichtung, in jeder Hinsicht zu trachten, besser zu werden. Man kann sich den äußeren Gewalten nur dann entziehen, wenn man mehr ist als sie und wenn man der eigenen Gewalt, die aus der Vernunft kommt, zu gehorchen versteht. Und das beste Mittel, frei zu sein, ist, seine Pflicht zu tun. Die Priester und die Zwangsgesetze sind für die, die im Leben nicht geradeaus zu schreiten verstehen.« Gewiß, auch in diesen Worten steckt der eigenartige gallische Schwung, der kühn die letzten Höhen der Entwicklung überfliegt. Uns Deutschen wird unheimlich zumute angesichts des völlig Befreiten, der auch die letzten Abhängigkeiten überwindet. Wir mögen zweifeln, ob dies Ideal denkbar und ob es tatlösend sei. Allein — was tuts! Daß einmal doch der sittliche Grundgedanke der Fmrei berührt wird, das wirkt in diesem Wust politischer und antiklerikaler Redekunst gar erfreulich.

Wir haben bisher nur den Grundton von Br Lebeys mr. Kunst kennen gelernt. Er ist aber mehr als ein Lehrmeister demokratischer Politik. Sein reger Geist steckt voll von Fragen und Anregungen. In beredten Worten sucht er den geschichtslosen Franzosen Verständnis für Geschichte beizubringen. In der Loge »Force et Matière« zu Paris empfiehlt er zur Vertiefung des Kampfes gegen die Gegner des freien Gedankens das Studium des achtzehnten Jahrhunderts. »Gewiß haben wir die Denkart von damals überholt, und es handelt sich in keiner Weise darum, uns ohne weiteres zu ihr zurückzuführen. Aber es ist ohne Zweifel heilsam, von neuem und insbesondere unter wirtschaftlichem und sozialem Gesichtspunkte die Kultur dieses großen Zeitalters der Begeisterung und glücklichen Kühnheit zu studieren. Neben dem zwar reichen, aber trüben Wasser der Denkart von heute ist es

gut, das klare und reine Wasser von damals zu trinken. Vielleicht ist es wirklich nur klares Wasser, aber es erfrischt in einzigartiger Weise und macht wieder heiter.« In diesem Geist bemüht sich Br Lebey, seinen Zuhörern den Geist Br Diderots zu vermitteln. An diese Worte könnte eine lange Reihe von Gedanken über den Unterschied der Aufklärung in Frankreich und in Deutschland angefügt werden. Wir sagen nur: wenn wir von Herder oder Kant, von Goethe oder Lessing sprechen, wir würden ihre Gaben niemals Wasser nennen, aber vielleicht hat Br Lebey recht — weil er eben von Diderot spricht.

Energisch tritt Br Lebey für gute Bücher gegen Schundliteratur ein. »Wenn die öffentliche Meinung von den Zeitungen eine andere Ware verlangte, so würden sie sie gewiß erhalten.« Die Romane von Al. Dumas dem Älteren seien hundertmal mehr wert als gewisse Feuilletons von heute. Sie erzögen zu geschichtlichem Verständnis, heben die Bildung und regten zum Nachdenken über ernste Fragen an. Besser sei es, über Ludwig XIV. und Rousseau, über die Vorgeschichte der Revolution und die verschiedenen Adelsklassen usw., als über Diebe und Detektivabenteuer u. dergl. zu lesen. — Als die Loge »La Concorde« zu Sens ein Buch von Deshay »Stolze Gesänge« überreicht, gibt Lebey als Berichterstatter im Ordensrat folgendes Gutachten ab: »Es wäre wohl zu wünschen, daß die Begabtesten sich bemühten, der pornographischen und geschmacklos dummen Strömung entgegenzuwirken, die das französische Lied, das einst so lebendig und lebhaft, so voll von Anmut und gesunder Kraft war, in einen einfachen Tingeltangelartikel verwandelt hat. In Erinnerung an die Versuche, die einst Pierre Dupont unternommen hat, könnte man durch die Bemühung, die alten noch unter Louis Philippe so zahlreichen Kunstgesänge aufzusuchen, den Nichtigkeiten des Tages eine Auswahl entgegensetzen, die voll von Versprechungen und Hinweisen auf eine bessere Zukunft wäre.« — Durch die Stadt Toulouse wandert Br Lebey und bewundert die schöne Vorderfront des Kapitols. Der Anblick ist ihm ein Unterricht in Stärke und Schönheit und er fordert die Brj mit eindringlichem Ernst auf: laßt uns das Versprechen ablegen, unser Zeitalter zur Höhe des Vergangenen zu erheben. — Gegen Jahresende aber denkt er der kommenden Geschlechter: »Bald kommt Neujahr, da wollen

wir die Bücher wohl auswählen, die wir unseren Söhnen und Töchtern geben. In der französischen Gedankenwelt finden sich Schätze, die wir vernachlässigen oder verachten. Sollte nicht die Stunde gekommen sein, vor allem unsere Klassiker wieder zu entdecken? Inmitten der oft so unzusammenhängenden Tageserscheinungen und der literarischen Jagdkost würden gewisse starke, gutgeschriebene und gedachte Bücher uns den Geschmack am Richtigen und Wahren zurückgeben.«

In diesen Proben erkennen wir gern den guten mr. Bauwillen, der Besseres will und ein Sehnen hat nach Läuterung der Volksgesittung. Wir sehen aber auch einen tiefen Zwiespalt: bei aller Zukunftsfreudigkeit ein Bangen, ob es nicht dauernd bergab gehe, bei allem Fortschrittsglauben ein immer wiederkehrendes Gefühl, daß das alte Frankreich ein besseres, reineres, gediegeneres Volkstum gehabt. Armer Br Lebey!! Und immer dabei die Angst, daß der Geist der Nation stille stehen könne trotz aller Demokratie und aller Radikalen! Der mr. Gedanke, so mahnt er, müsse entwickelt werden im Gegensatz zu dem immer sich gleichbleibenden Glauben der Klerikalen. »Wenn wir unbeweglich auf alten abgedroschenen Formeln stehen bleiben sollten, die mit den Triebkräften unserer Zeit nichts zu tun haben, dann wären wir Klerikale wider dem Strich.« Ach ja, Klerikale wider dem Strich! Es scheint, daß dieser Ausdruck auf viele französische Frmr. angewendet werden darf.

Welch wunderbare Geistesrichtung! Überzeugter Demokrat — die Republik ist ihm schlechthin die höchste Form völkischen Daseins — glaubt er, daß die Grundlagen von 1789 die unverrückbare Voraussetzung jeden Fortschritts seien und fürchtet doch den Stillstand und mahnt und warnt beständig. »Die Republik steht nicht still, sie kann nicht stillstehen. Ihre Überlegenheit über andere Regierungsformen besteht gerade darin, daß sie nicht stillsteht, nichts unterbricht und unaufhörlich sich verbessert. Jenes beständige Suchen macht sie unsterblich.« Und nun arbeitet in Br Lebey fortwährend der kritische Geist, der neue Ideen sucht, weil ja das Verharren auf der alten Grundlage (das »immobiliser« der Republik) der gefürchtete Anfang der Stagnation wäre, und sucht zu bessern und fortzuentwickeln auf allen Gebieten. Dabei achtet der kühne Schwung seiner Gedanken es für gering, gerade die

demokratische Grundlage des französischen Kulturlebens in Zweifel zu ziehen. Er predigt dagegen, daß man Personen verantwortlich mache und sich damit begnüge, einen Minister zu stürzen oder einen Abgeordneten. Damit ist nichts erreicht. Als Republik seien alle haftbar für das Ganze. »Wir dürfen nicht die Verantwortung auf das Parlament abladen und es wegen jedes Übels anklagen, ohne zu bemerken, daß die Reaktion ihr Bestes tut, um es zu fälschen, und daß wir selbst es auch fälschen, wenn wir einen schlechten Vertreter wählen. Es gibt Haufen guten Willens, die das allgemeine Wahlrecht vernachlässigt, die es nicht zu unterscheiden vermag und denen es Schönredner vorzieht, Hohlköpfe oft, lärmende Unzulänglichkeiten oder eigennütziges Geschicklichkeiten.« Auf Grund dieser schonungslosen Kritik des Parlamentarismus kommt Br Lebey zu dem Ergebnis, daß das allgemeine Wahlrecht viel verdirbt, indem es sich mißbrauchen läßt. Als Gegengewicht schwebt ihm eine höhere Arbeitsgemeinschaft vor zwischen Volksvertretern und Wählern. »Die Schönheit dieses Gedankens der Demokratie zu enthüllen — ohne von uns zu sprechen, ohne uns zu enthüllen, das würde bedeuten, dem Ideal unseres Ordens zu entsprechen und gleichzeitig der Republik zu dienen.«

All sein Denken mündet in letzter Linie dahin, daß die Frmrei berufen ist, die Nation zu leiten. »Auf Grund ihrer Weisheit und Uneigennützigkeit führt die Frmrei, ohne Lärm zu machen, in der Tiefe (profondément) die Gesellschaft, ohne daß es so scheint, ihrer Befreiung entgegen. Sie prüft alle Lehren, alle Strömungen, alle Kühnheiten und alle Klugheiten, jenseits jedes Vorurteils und jeder Parteinahme. Sie beschleunigt so den Augenblick, wo die ganze Welt einen größeren Anteil an der Arbeit des Geistes nehmen wird, und das ist der Sinn der wahren Revolution.«

Als überzeugter Sozialist tritt Br Lebey lebhaft für die unteren Schichten ein. »Die Demokratie steht zwischen zwei Gefahren: Vorurteile und gewollte Unwissenheit bei der Oberschicht, Vorurteil und ungewollte Bildungsmängel bei der Unterschicht. Unten, da ist man zu entschuldigen. Es ist sogar entschuldbar, wenn man an allem zweifelt. Oben aber, wo man Muße, Vermögen und Bildung hat, ist man es nicht, in keinem Punkte, in keiner Weise. Mithin muß man nach unten organisieren und nach oben zuschlagen.« Er rühmt sich in der Loge, durch seine Beschäf-

tigung mit dem Proletariat unten Sympathien für die Frmrei gewonnen zu haben. »Das französische Bürgertum nimmt eine furchtbare Verantwortung auf sich. Es verkennt die Notwendigkeit der sozialen Bewegung, es weigert sich, ihr zu helfen, es gibt sich einer Abart von törichtem, politischem Klerikalismus hin und bringt dadurch das Land herunter. Das gleiche Spiel wurde 1849 versucht. Das hat uns nach Sedan geführt. Es wäre unverzeihlich, die Lehre der Vergangenheit zu vergessen.«

\* \* \*

Genug! Genug!

Der Mann, den wir durch unser mr. Scherenfernrohr gesehen haben, ist in der Tat ein lehrreiches Beispiel dafür, was alles unter dem Namen der Frmrei in dieser verworrenen Welt zu segeln vermag. Nicht unsympathisch ist diese Figur. Mit herzlicher Neigung erkennen wir hohes Streben, Arbeitsfreude, Vaterlandsliebe und Feuergeist an. Und wer sich die Mühe macht, diese Reden ausführlich zu lesen, der wird zu alledem einen hohen künstlerischen Genuß erleben, denn Br Lebey redet und schreibt mit schöner Begabung.

Aber ist das Frmrei?

Unser Geist ist es jedenfalls nicht. Franzosengeist ist es. Und wenn meine Beobachtung am Großorient Frankreichs weitergegangen ist, hoffe ich ein Buch vorlegen zu können unter der Überschrift »Der französische Geist und die Frmrei«. In dieser Schrift soll das, was hier an Br Lebey beobachtet wurde, geprüft und verglichen werden an einem vollständigeren Material. Das alles soll nicht dazu dienen, Haß zu schüren oder Selbstüberhebung zu fördern. Wir haben aber, so sollte man meinen, die höchste Veranlassung, in dieser Zeit der Erschütterungen bis in den tiefsten Kern hinein die Scheidung der Geister zu prüfen, die dieser Krieg nicht etwa erzwang, die bereits vorhanden war, und die er lediglich aufgedeckt hat vor aller Welt.

Von Br Lebey aber scheiden wir, indem wir noch einen Ausspruch von ihm wörtlich anführen: »Wenn wir verständen, eine tiefe bewußt weltliche und soziale Gärung zu erregen (un profond soulèvement laïque et sociale), dann würde der Gegenstoß schon jetzt sich fühlbar machen dort oben, und wir würden schließlich

die Ernte unserer Saat bei den Wahlen im Mai einheimsen.«  
Diese Worte sind im Oktober 1913 in einer Logenversammlung  
zu Vernan gesprochen worden.

Die Wahlen im Mai 1914 brachten für Br Lebey einen Sitz  
im Parlament in den Reihen der vereinigten Sozialisten. Der  
August 1914 brachte den Krieg.

Br Lebey aber ist der Sohn des Direktors der Agence  
Havas.

---